

HISTORISCHES
MUSEUM
BASEL



Christoph Merian Verlag

Ausser Gebrauch

Alltag im Wandel

Herausgegeben von Margret Ribbert
für das Historische Museum Basel

Inhalt

6

Vorwort

Marc Zehntner

8

Ein Kaleidoskop ausser Gebrauch geratener Dinge

Einführung in ein weites Feld

Margret Ribbert

14

Feuerzeug und Eiskasten

Technischer Fortschritt
im Haushalt

40

Spucknapf und Zimmertoilette

Vergangene
Hygieneverhältnisse

57

Sturzbecher und Rauchverzehrer

Veränderungen
in der Tafelkultur

80

Affenpelz und Kolibrifächer

Raubbau an der Natur

98

Puderbläser und Sonnenschirm

Mode im Wandel

132

Sänfte und Schreibmaschine

Entwicklungen in
Transport und Kommunikation

163

Stopfei und Kochkiste

Leben ohne Überfluss und
in Kriegszeiten

182

Trauerschmuck und Tischklingel

Gesellschaft im Umbruch

211

Anhang

Angaben zu den Objekten

Bildnachweis

Dank

Vorwort

Eine der Hauptaufgaben eines jeden Museums ist das Sammeln, neben ebenso wichtigen Aufgaben wie dem Forschen, Bewahren, Dokumentieren, Ausstellen und Vermitteln. Das Historische Museum Basel sammelt seit seinem Bestehen und gemäss seinem Auftrag laufend weiter; so sind in seinen Beständen bis heute über 300 000 Objekte zusammengekommen.

In vielen Objekten zeigt sich der Wandel des Alltags, denn die meisten Gebrauchsgegenstände gelangten ins Museum, weil sie durch technische oder gesellschaftliche Veränderungen ausser Gebrauch gerieten. Eine thematisch gegliederte Auswahl, anhand derer sich diese Abläufe besonders anschaulich erläutern lassen, wird in diesem Buch vorgestellt.

Die Publikation erscheint begleitend zur Ausstellung «Ausser Gebrauch», steht thematisch aber auch für sich selbst. Für beides schöpft das Museum aus dem Reichtum und der thematischen Breite seiner Sammlung. Gezeigt werden Werke aus der Zeit vom späten 17. Jahrhundert bis zur Jahrtausendwende. Manche der Objekte dürften einem Grossteil der Betrachterinnen und Betrachter noch bekannt sein, bei anderen lässt sich die ehemalige Funktion nur erraten. Anhand der aus dem Alltag verschwundenen Dinge kann der stetige Wandel unserer Welt nachvollzogen werden, man erinnert sich an vergessene Gegenstände und Anwendungen.

Die meisten Objekte werden in diesem Buch zum ersten Mal publiziert. Damit können wir einen weiteren interessanten Teil unserer umfangreichen Sammlung einer breiten Öffentlichkeit zugänglich machen. Freuen Sie sich auf ein Buch voller Überraschungen und Entdeckungen – auch mit der Museumssammlung Vertraute werden Objekten begegnen, die sie bis heute noch nicht gesehen haben!

Die Idee zu Ausstellung und Publikation stammt von Margret Ribbert, die das Projekt als Kuratorin von Beginn an mit grösstem Engagement begleitet hat. Dafür gebührt ihr unser herzlicher Dank!

Für diese Publikation haben wir in bewährter Weise mit dem Christoph Merian Verlag zusammengearbeitet, herzlichen Dank an den Verlagsleiter Oliver Bolanz sowie an Iris Becher für die umsichtige Projektleitung und an Rosmarie Anzenberger für das sorgfältige Lektorat. Ebenso danken wir Andreas Hidber für die wunderbare Gestaltung und Andreas Niemz für die ausgezeichneten Fotos; sie rücken die Objekte ins rechte Licht.

Weiter möchten wir allen Institutionen und Personen und speziell allen Mitarbeitenden des Historischen Museums Basel danken, die das Buch und die Ausstellung durch ihre Mitwirkung und ihr Engagement möglich gemacht haben. Einmal mehr sind in guter Zusammenarbeit eine attraktive Publikation und eine interessante Ausstellung entstanden. Solche Projekte sind nicht ohne finanzielle Unterstützung realisierbar; wir danken der Stiftung für das Historische Museum Basel, dem Verein für das Historische Museum Basel, der Stiftung für Kunsthandwerk des 18. und 19. Jahrhunderts, der Berta Hess-Cohn Stiftung, der Christoph Merian Stiftung sowie Sponsoren und Sponsorinnen, die nicht genannt werden möchten, ganz herzlich für ihre Grosszügigkeit.

Marc Zehntner

Direktor Historisches Museum Basel

Ein Kaleidoskop ausser Gebrauch geratener Dinge

Einführung in ein weites Feld

Margret Ribbert

In den Dingen manifestiert sich der Wandel des Alltagslebens. Das Auftreten von Objekten mit neuen Funktionen und Formen ist ebenso kennzeichnend wie ihr Verschwinden. Der Wandel umgibt uns jederzeit und überall. Die rapide technische Entwicklung der vergangenen Jahrzehnte, beschleunigt durch die Digitalisierung, hat zum Verlust vieler Gegenstände aus unserem Alltag geführt. Es sind vermutlich die Schnelligkeit und die Vielzahl der Veränderungen im eigenen Lebensumfeld, die Erfahrung ›Vom allmählichen Verschwinden des Gewohnten‹ – so der Untertitel eines Buches von Martin Meyer –, die von vielen als irritierend empfunden werden. Manches verschwindet fast unbemerkt, anderes mit Ankündigung und Pressebegleitung: Wenn Kirchen umgenutzt, Telefonkabinen abgebaut (oder als offene Bücherschränke oder als Anbringungsort für Defibrillatoren genutzt), die Produktion des iPods oder der Druck des Telefonbuchs eingestellt werden, dann berichten die Medien darüber.

In den vergangenen Jahren häufen sich Publikationen über ausser Gebrauch geratene Gegenstände, und das Interesse am Thema auch in Tageszeitungen ist beträchtlich. In der Auswahl der vorgestellten Themen äussern sich stets auch die Weltsicht und die Erfahrungen der Verfasser und Autorinnen, und ebenso wird anhand der unterschiedlichen Objekterfahrungen ihre Herkunft sichtbar. In England wird das Aussterben anderer Objekte beklagt als in der Schweiz, und in Deutschland ist an den Erinnerungen ablesbar, ob der Autor, die Autorin im Osten oder im Westen aufgewachsen ist. Denn es geht um weit mehr als um die eigentlichen Gegenstände. Das Verschwinden der Dinge ist häufig Anlass, auch den Verlust von Verhaltensweisen, von Erscheinungen des Alltags, von Rhythmen des Tages, der Woche und des ganzen Lebens zu thematisieren. Das Verblässen prägender Persönlichkeiten, von Fernsehserien oder von Werbefiguren führt ebenfalls zu Bedauern und Wehmut. Dabei ist das in Erinnerung gebrachte Lebensgefühl, die sich darin spiegelnde soziale Ordnung und auch die eigene Biografie meist wichtiger als das Objekt, an dem sich dieser Wandel festmachen lässt. Daher ist das Thema manchmal sehr emotionsbeladen; einige Bücher in dieser kleinen Bibliothek führen das wehmütig besetzte Wort ›vermissen‹ im Titel, und fast noch häufiger liest man in den zahlreichen Zeitungsartikeln über einzelne Objekte von ›Nachruf‹ und ›Abgesang‹. So bewegt sich das Thema – nicht nur in Publikationen, sondern auch in Gesprächen – zwischen den Polen von persönlicher Erinnerung und wissenschaftlicher Beschäftigung mit Alltagskultur.

Letzteres soll bei dieser Publikation im Vordergrund stehen. Anhand der Sammlung des Historischen Museums Basel wird die Frage behandelt, warum Objekte ausser Gebrauch gekommen sind. In gewisser Weise sind alle Museumsobjekte der praktischen Nutzung entzogen, aber die vorgelegte Auswahl richtet das Augenmerk auf besonders aussagekräftige Objekte und auf die Gründe ihres Verschwindens. Es werden Objekte aus einem Zeitraum von etwa drei Jahrhunderten behandelt, so dass das Spektrum vom noch irgendwie Bekannten und bis zum nahezu Unerklärlichen reicht. Puderbläser (S. 101), Bouquethalter (S. 123) und Tragringe (S. 141) wird wohl kaum jemand kennen, während andere Dinge noch gut bekannt sind und es eher überrascht, dass sie in die Auswahl aufgenommen wurden. So ist beispielsweise die Kaffeekanne (S. 62) noch zahlreich vorhanden, wird aber nur noch in wenigen Haushalten wirklich verwendet. Auch die Schreibmaschine (S. 159) kennt man noch, benutzt sie aber nicht mehr. Für einen mehrere Jahrhunderte umfassenden Überblick braucht es die über Generationen gesammelten Bestände der Museumsdepots, denn sie sind ein Archiv der Sachkultur und das kulturelle Gedächtnis unserer Gesellschaft.

Umgenutztes, Verlorenes und Vergessenes

Doch nicht nur im Bereich der Gegenstände manifestieren sich Veränderungen, sie sind in grösserem Massstab auch im öffentlichen Raum spürbar. Beim Gang durch die Stadt wird der Wandel offensichtlich, zeigt sich, welche Gebäude ausser Gebrauch geraten sind. Umnutzungen sind kein alleiniges Phänomen der Gegenwart, sondern eine Konstante der Geschichte. Manches liegt bereits lange zurück: So hat beispielsweise die Reformation im 16. Jahrhundert zur Umnutzung zahlreicher Klosterkirchen und -gebäude geführt, und für die Umwandlung von innerstädtischen Be- stattungsplätzen zu Parkanlagen im 19. und frühen 20. Jahrhundert waren Überfüllung und hygienische Erkenntnisse verantwortlich. Technische Entwicklungen sorgten für die Umwandlung von Kutschenremisen und Pferdeställen in Garagen. Eiserne Fuss- abstreifer haben in Zeiten befestigter Strassen und Wege ihre Aufgabe verloren und sind nur noch reizende, meist übersehene Details neben den Hauseingängen. Die Eisengitter an öffentlichen Brunnen, auf denen man früher Kannen und Becken während des Füllens abstellte, tragen heute Blumenkästen. Erstaunlicherweise stehen noch öffentliche Wetterstationen an ausgewählten Plätzen, wenngleich kaum jemand ihre Anzeigen noch eines Blickes würdigt: Die Wetter-App auf dem Smartphone ist die überlegene Konkurrenz.

Die Grösse des Themas verlangt nach Beschränkung und Konzentration. Die Veränderungen im Stadtbild werden nur am Rande thematisiert. Nicht berücksichtigt werden auch die grundlegenden Wandlungen in der Arbeitswelt mit den vielen verschwundenen Berufen und den zahllosen damit verbundenen Gerätschaften aus handwerklichen und landwirtschaftlichen Betrieben. Das grosse, allzu grosse Thema der Mode wird nur mit wenigen Objekten gestreift, und auch das Kinderspielzeug, in dem sich die jeweilige Lebenswelt widerspiegelt, ist ausgeklammert. Dies alles verdient

eine separate Bearbeitung; in dieser Publikation stehen die alltäglichen Dinge aus den Haushalten im Mittelpunkt.

Manches ist nicht nur ausser Gebrauch, sondern ganz verloren, da es nicht als bewahrenswert galt. Fehlende Wertschätzung wegen des geringen materiellen Wertes ist einer der Hauptgründe, warum sich von manchen Objekten keine fassbare Spur erhalten hat. Ärmelschoner, wie sie in den Büros und während der ersten Schuljahre auch in den Schulen getragen wurden, sind meist aus Reststoffen hergestellt und zur Abnutzung bestimmt. Nicht einmal auf den zahlreich erhaltenen Klassenfotos sind sie zu sehen. Denn zu diesem aussergewöhnlichen Anlass streifte man die wenig kleidsamen Stulpen ab und präsentierte sich in ansehnlicherer Kleidung «für die Ewigkeit». Auch Bartbinden, welche die sorgsam gebürstete Pracht der Schnurrbärte vor nächtlichen Zerwühlungen schützten, fehlen. Anderes, meist heute als kurios Geltendes, hat nur in Form von Werbeanzeigen seine Spuren hinterlassen: Hundebomben, mit denen sich die Radfahrer zu Beginn des 20. Jahrhunderts vor bissigen Hofhunden schützten, oder schaukelnde Badewannen, mit denen man Wasser einsparen konnte.

Der Wohlstand unserer Gesellschaft macht es seit einigen Jahrzehnten überflüssig, mit einem grossen Arsenal von Gerätschaften (S. 164) Kleidung auszubessern und damit ihre Lebenszeit zu verlängern. Auch der aufgesteckte Bleistiftverlängerer, der nicht nur den Stift, sondern auch die Nutzbarkeit dieses Schreibgerätes verlängert, hat seine Notwendigkeit verloren. Anderes verschwand, da man den früheren schonenden Umgang mit Objekten aufgab; Schutzhüllen für Koffer beispielsweise sind in einer Zeit, in der Lederkoffer selten geworden sind, nicht mehr nötig.

Neue Erkenntnisse und veränderte Werte

Manche Objekte sind aus dem Gebrauch genommen worden, da ihre Schädlichkeit erkannt wurde. Das leuchtende Uranglas (S. 61) verschwand ebenso wie die Figuren aus giftigem Blei, mit denen man am Silvesterabend die Zukunft vorauszusagen versuchte. Neuere Entwicklungen sind das Verbot oder die eingeschränkte Verwendung von Trinkhalmen, Einwegbesteck und Tragtaschen aus umweltfeindlichem Plastik – diese noch ganz vertrauten Dinge werden bald völlig ausser Gebrauch sein. Neben Gesundheitsrücksichten und Umweltschutzgedanken sind bisweilen auch Gesetze und Verbote für Wandel verantwortlich: Das Rauchverbot in Gaststätten hat zu guter Luft in den Gasträumen und zur Verlagerung der Aschenbecher geführt. Sie sind nicht verschwunden, sondern nun unter freiem Himmel anzutreffen. Ebenfalls draussen, meist in Vorgärten und mit Geranien bepflanzt, finden vereinzelt Waschkessel eine neue Verwendung, seit sie wegen des technischen Fortschritts die Waschküchen verlassen mussten.

Gesellschaftliche Veränderungen fordern ebenfalls ihre «Opfer» in der Welt der Dinge. Der Wandel in den Geschlechterrollen liess althergebrachte Traditionen wie die reich differenzierte Aussteuer für den neuen Hausstand (S. 190) ebenso verschwinden wie die aufmunternden Sprüche für den Hausfrauenalltag (S. 198). Der massive Rückgang bei der Zahl der Hausangestellten führte dazu, dass zahlreiche Objekte, die viel Pflege

benötigen (S. 79), nicht mehr auf den Tafeln stehen. Noch einschneidender ist der Wandel im Blick auf Menschen aus anderen Kulturen oder aus Minderheiten. Bei ihnen, auch bei Menschen mit Beeinträchtigungen, herrscht heute eine sensiblere Wahrnehmung vor, die herabwürdigende und klischeehafte Darstellungen (S. 203) als unangemessen erkennt und vermeidet.

Nicht alles, was in dieser Publikation erscheint, ist überall ausser Gebrauch. Regionale und soziale Unterschiede, Generationszugehörigkeit und weltanschauliche Aspekte bestimmen, welche Gegenstände in unseren Haushalten zu finden sind. Es gibt Haushalte, in denen mit gutem Grund die Mausefalle noch einen angestammten Platz hat, in anderen sieht man noch Messerbänkchen, Knochenhalter (S. 76) oder die sogenannten Canärli (S. 72). Doch fristen diese Objekte oft ein Zwischendasein, sind aus der Besteckschublade in die Vitrine gewandert, sind noch da, aber dem wirklichen Gebrauch entzogen. Und selbst das ist von der sozialen Gruppe abhängig: In manchen Haushalten hat es nie Messerbänkchen oder einen speziellen Knochenhalter zum Tranchieren gegeben, da diese Objekte einer verfeinerten grossbürgerlichen Lebensart in einfacheren Verhältnissen kaum bekannt oder erschwinglich waren.

Es gibt auch Gegenbewegungen, manches ist wieder in Gebrauch gekommen. Die klassische Schallplatte aus Vinyl, lange von den CDs verdrängt, wird von einigen qualitätsbewussten Musikfans der Compact Disc vorgezogen, was zu einer kleinen Renaissance der verloren geglaubten Hörtradition geführt hat. Auch der Fächer, der nördlich der Alpen als modisches Accessoire weitgehend ausgedient hatte und allenfalls als touristisches Souvenir vom Ferienaufenthalt in den Mittelmeerländern zurückgebracht wurde, ist im Zuge des Klimawandels wieder häufiger anzutreffen. Repair Cafés, Workshops oder Veranstaltungen mit Reparaturangeboten zeugen von einem Wandel in unserer Wegwerfgesellschaft, durch den vielleicht die eine oder andere Stopfkugel wieder in Gebrauch genommen wird. Nicht umkehrbar ist hoffentlich das verstärkte Interesse am Tierwohl und am Artenschutz, mit dem der Verzicht auf Pelze (S. 83), Reptillleder (S. 84), Elfenbein (S. 87), Schildpatt und Schildkrötenfleisch (S. 88) einhergeht. Auf Pelze kann in den gemässigten Temperaturen Mitteleuropas und bei der Verbesserung alternativer Materialien zum Kälteschutz gut verzichtet werden, und der Prestigewert, den ein Pelzmantel nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs besass, hat sich ins Gegenteil verkehrt: Pelztragen ist völlig ausser Mode gekommen, und wagemutige Pelzträgerinnen müssen sogar mit öffentlicher Kritik und Anfeindungen rechnen.

Auflösung von Grenzen und Fixpunkten

Was sich nur in wenigen Objekten widerspiegelt, ist die stark eingeschränkte Rhythmisierung des Lebens. Früher waren die einschneidenden Lebensstationen, die «Rites de passage», festgelegter und gravierender. Die Taufe fand bald nach der Geburt statt, die Konfirmation bedeutete das Ende der Kindheit und den Eintritt ins Arbeitsleben, erst mit der Eheschliessung war Zusammenleben möglich. Bei Verlust naher Angehöriger war das Trauerjahr mit Rückzug aus der Öffentlichkeit und dem

Tragen schwarzer Kleidung verbunden, während Trauer heute als sehr private Angelegenheit empfunden wird und damit auch nicht mehr der sozialen Kontrolle unterliegt. Mit dem Erreichen des 60. oder 65. Lebensjahres galt man als alt, verhielt und kleidete sich meist auch so. Wichtige Erlebnisse im Lebenslauf (S. 189–193) fanden ebenso wie die Erinnerung an schöne Ferientage (S. 208) Niederschlag in kostbaren Objekten oder Souvenirs. Heute sind grosse Teile der persönlichen Erinnerungskultur in digitale Medien und auf Social-Media-Plattformen verlagert.

Kirchliche Feiertage bestimmten den Ablauf des Jahres und wurden wirklich begangen, nicht für Kurzferien genutzt. Selbst die Jahreszeiten haben, seit man jederzeit an einen sonnigen Ort fliegen kann, viel von ihrer naturgegebenen Unerbittlichkeit verloren. Feste Arbeits- und starre Ladenöffnungszeiten sowie die Sonntagsruhe regelten früher den Ablauf der Woche; das Wochenende, wenngleich kürzer, war stärker von der Woche abgehoben. In dieser weit zurückliegenden Zeit mit nur einem oder zwei Fernsehkanälen gehörte es zum guten Ton, nicht während der Hauptnachrichten anzurufen. Der Sendeschluss in Radio und Fernsehen (mit Kontrollbild und anschliessendem Bildschirmflimmern und Rauschen) beschied auch denachteuten, dass der Tag vorbei war.

Dinge und Wörter im Wandel

Parallel zu der Dingwelt verändert sich die Sprache. Sendeschluss und Kontrollbild sind nicht nur als Phänomene, sondern auch als Wörter fast verlorengegangen. Damit stehen sie in einer langen Reihe von Begriffen, die kaum noch verwendet und noch weniger verstanden werden. Das Auftauchen neuer Wörter fällt auf, weil die Bedeutung unbekannt oder unklar ist, das Verschwinden von Begriffen ist schleichender und stiller. Viele betreffen die Gegenstände und folgen ihrem Abtreten mit einigem Abstand. Gamaschen und Vatermörder (ein hoher, steifer Kragen) bezeichnen ausser Gebrauch geratene Kleidungsstücke. Pantoffelheld und Blaustrumpf sind übertragene und mittlerweile veraltete Begriffe, die nicht mehr der heutigen gesellschaftlichen Realität entsprechen; auch für ‹Irrenanstalt› und ‹Zigeuner› findet man weniger herabwürdigende Ausdrücke. Das starke Interesse an der Veränderung der Sprache schlägt sich in zahlreichen populärwissenschaftlichen Publikationen und sogar auf 365 Kalenderblättern nieder.

Warum kommt bei so grundlegenden Veränderungen der Welt den einzelnen verschwundenen Objekten und Wörtern überhaupt so viel Bedeutung zu? Warum trifft ihr Verschwinden auf so viel Beachtung und teilweise auch Bedauern? Die Erinnerung an die Dinge bringt wieder eine Struktur ins Leben, die eigene Lebenszeit wird messbar, wenn ein einst als revolutionär gefeiertes Objekt wie der iPod als veraltet und überholt aus dem Angebot genommen wird. Sein Verschwinden macht das Vergehen der Zeit, auch das eigene Älterwerden, spürbar. Das Rückerinnern dient dem Aufbau einer Struktur, die weitgehend verloren ist.

Viele Erscheinungsformen existieren heute noch nebeneinander. Wer sich zu einer konservativen und überwiegend analogen Lebensart bekennt, trägt noch eine Armbanduhr mit Handaufzug, zahlt mit Bargeld, versendet handschriftliche Briefe und

Postkarten per Briefpost, besitzt noch einen Festnetzanschluss, kauft eine ausgedruckte Fahrkarte und tätigt Überweisungen per Einzahlungsschein. Doch viele der dafür verwendeten Gegenstände sind «angezählt» und werden vermutlich im Verlauf der nächsten Jahre verschwinden. Wir leben in einer Zeit des Wandels. Das ist nichts Neues, das galt auch für alle vorangegangenen Generationen, doch hat die Digitalisierung die Geschwindigkeit des Wandels vervielfacht. Auch die Elektrifizierung brachte grosse Veränderungen mit sich, jene der Digitalisierung sind aber weitaus einschneidender. Vielleicht ist daher der Blick zurück so naheliegend, weil sich das unmittelbare Lebensumfeld rasant verändert und die gewohnten Dinge und Abläufe immer schneller entgleiten.

Neben dem Verschwinden vieler strukturierender Elemente im Leben ist es auch der Verlust des Gegenständlichen und Sinnlichen, der die heutige Zeit von der Vergangenheit unterscheidet. Das allmächtige und allgegenwärtige Smartphone, das Kontakte, Informationen und Unterhaltung jeglicher Art vermittelt, hat eine langweilige Oberfläche, ungeachtet der stets neu auf den Markt kommenden Geräte. Telefonbuch und Lexikon waren greifbar, hatten ein Gewicht, und das Papier in verschiedenen Qualitäten raschelte beim Blättern. Für ihre Verwendung brauchte man Kenntnisse des Alphabets, beim Kursbuch mit den sehr dünnen Seiten sogar noch weit mehr. Der Grund, warum trotz so vieler Vorteile das E-Book das gedruckte Buch nicht hat verdrängen können, liegt in seiner Unsinnlichkeit. Der Duft des Papiers, die Struktur des Einbands, das Gewicht in der Hand und das Geräusch des Blätterns sind nicht vorhanden. Auch das Teppichklopfen in Hof oder Garten, das Schnurren des Wählscheibentelefon, das Rattern der Registrierkasse sind nicht mehr zu hören. Doch die Welt ist nicht stiller geworden. Wir bekamen Staubsaugergeräusche, tragbare Telefone und piepsende Strichcodeleser. Uns stehen fließendes Wasser, elektrische Kühlschränke und makellose Toiletten zur Verfügung. Wir haben nun in vielen Dingen grössere Bequemlichkeit, mehr persönliche Freiheiten und einen schnelleren Zugriff auf stets aktuelle Informationen.

Wir sind von stetem Wandel umgeben und in die Erinnerungen an erlebten Wandel eingebettet. Von solchen bereichernden Erfahrungen des Wandels handelt dieses Buch – weit über den eigenen Erlebnishorizont hinaus.



Zweifach ausser Gebrauch: Ring aus einer alten Schreibmaschinentaste mit dem «ß», das in der Schweiz seit Mitte des 20. Jahrhunderts kaum noch verwendet wird.

Feuerzeug und Eiskasten

Technischer Fortschritt im Haushalt



»PANTHER«

Kühlung in jeder Küche:
Werbeplakat für einen Eiskasten
der Marke Panther
von Rudolf Dürrewang, um 1920

EIS-SCHRÄNKE



<PANTHER>

SIND DIE BESTEN



Mühsamer Weg zum zündenden Funken

Steinschlossfeuerzeuge

18. Jahrhundert

Als «Feuerzeug» bezeichnete man ursprünglich ein Kästchen oder ein anderes Behältnis, in dem all jene Gegenstände zusammen verwahrt waren, die man benötigte, um ein Feuer zu entfachen: einen Feuerstahl, einen Feuerstein, Zunder (Abb. unten) oder Holzspäne. Durch kräftiges Gegeneinanderschlagen von Stahl und Feuerstein wurden Funken erzeugt, mit denen man sehr feine Holzspäne oder Zunder entzünden konnte. Zunder ist ein getrockneter Baumpilz, der sprichwörtlich gut brennt. Durch vorsichtiges Anblasen entwickelte sich das anfängliche Glimmen zu einer Flamme.

Da es für diese Art des Feuerschlagens viel Geschick und Kraft brauchte, erfand man mechanische Feuerzeuge, die das Feuerschlagen vereinfachten. In Zedlers Universal-Lexikon werden sie 1735 so beschrieben: «Eine bequeme Art von Feuer-Zeugen ist die so wie ein Puffer oder Sack-Pistole geschaefftet, und mit einem Flinten-Schlosse versehen ist, den Zunder in der Pfanne und den Schwefel an der Seite in einem besonders vermachten Behältniss hat.» Ein gespannter Bolzen lässt beim Auslösen einen Feuerstein so heftig auf einen Stahl treffen, dass Funken fliegen. Diese entzünden den trockenen Zunder, der in einem unterhalb angebrachten Fach liegt. Es war also eine Entwicklung aus der Waffentechnik, die für den Hausgebrauch auf mechanische Feuerzeuge übertragen wurde. Man nannte diese Form von Feuerzeugen daher – und wegen ihres ähnlichen Griffes – «Zunderpistolen».

Wurden die Steinschlossfeuerzeuge zunächst als sehr praktische Erfindungen gefeiert und in grosser Zahl hergestellt und verkauft, so liefen ihnen doch ab ca. 1835 die auf chemischer Wirkung beruhenden Phosphorzündhölzer den Rang ab. Sie waren wegen der gesundheitsschädigenden Herstellung und ihrer hohen Selbstentzündlichkeit jedoch sehr problematisch und mussten später den sogenannten Sicherheitszündhölzern Platz machen. Diese heute noch gebräuchlichen Zündhölzer bestehen aus einer Mischung von Schwefel und Kaliumchlorat, die sich erst beim Entlangstreichen an der leicht phosphorhaltigen Reibfläche entzünden.



«Feuerzeug»: Dose mit Zunder, Feuerstein und Feuerstahl

Für das offene Feuer

Geflügelpfanne (‘Daubière’)

18. Jahrhundert

Bis in das späte 18. Jahrhundert war das Kochen am offenen Feuer die Regel, in bäuerlichen Verhältnissen noch weitaus länger. Dabei geschah das Garen von Gerichten meist so, dass ein metallener Kessel an einer Eisenkette über dem Feuer hing; mittels einer gezahnten Stange konnte der Abstand reguliert werden. Grosse Braten oder Geflügel wurden an einem Drehspieß, der über den Flammen positioniert war, zubereitet. Man konnte einen Topf auch direkt in das Feuer stellen, wobei drei Beine und ein hohes Eigengewicht dem Gefäss einen sicheren Stand verliehen. Eine Sonderform des dreibeinigen Topfes stellt diese geschlossene Geflügelpfanne dar, die im französischen Sprachraum auch unter den Bezeichnungen ‘daubière’, ‘tourtière’ oder ‘chaponnière à l’étouffée’ bekannt ist.

Das bronzene Gefäss, das über 7 kg wiegt, ist mit einem schweren Stülpedeckel ausgerüstet, der sich auch bei grosser Hitzeentwicklung im Innern nicht anheben oder verschieben kann. Die Hitze im Innern des Gefässes konnte noch erhöht werden, indem man auf den Deckel glühende Kohlen oder Holzsplitze legte, die durch die zinnenartigen Aufsätze am Herabfallen gehindert wurden.

Aus dem hermetisch geschlossenen Gefäss verdunstete keine Flüssigkeit, so dass ein Anbrennen unmöglich war. Auf diese Weise wurde das Gericht im Innern gründlich und auch sehr schnell gegart – einem heutigen Dampfkochtopf nicht unähnlich. Zubereitet hat man darin vor allem Geflügel, dessen Form die ovale Grundfläche angepasst ist. Auch zum Backen von Pasteten und Ähnlichem war ein solcher Topf geeignet, da er eine allseitige Hitzeeinwirkung ermöglichte.

Dieser Gefässtyp wurde – wie alle anderen dreibeinigen Kochtöpfe – mit dem Aufkommen von geschlossenen Herden überflüssig. Bei diesen wurden passgenau gefertigte Töpfe mit geradem Boden und ohne Füße in die runden Aussparungen der Herdabdeckung eingelassen, damit der Inhalt des Topfes möglichst nah am Feuer im Innern des Ofens war. Füße unter einem Gefäss waren überflüssig und sogar hinderlich. Auch waren immer mehr Küchen mit Backöfen ausgestattet, in denen sich Gerichte einfacher garen oder backen liessen.





Butterherstellung mit Stil

Buttermaschine

Frankreich, um 1780

Geräte zur Herstellung von Butter gibt es in grosser Typenbreite, mit Stoss-, Wiege- und vor allem mit Schlagmechanismen in verschiedenen Ausrichtungen. Deren andauernde Betätigung führte dazu, dass sich der eingefüllte Rahm nach einiger Zeit in Butter und Buttermilch trennte. Dem ländlichen Arbeitsplatz angemessen bestehen Butterfässer meist aus Holz oder robuster Hafnerware. Ganz anders bei dieser Buttermaschine: An einem feingliedrigen Gestell aus Nussbaumholz ist an einem Querbalken eine hölzerne Kurbel angebracht. Mittels einer runden Scheibe mit Stiften leitet sie die Bewegung auf einen hölzernen Quirl im Innern des Porzellanfasses um. Ein aus zwei Teilen bestehender Holzdeckel dient als Spritzschutz.

Solche Zubereitungsgefässe für Butter aus kostbarem und zerbrechlichem Porzellan, zudem mit einem eleganten Holzgestell, sind sehr ungewöhnlich. Dieses Gerät gehört zu einer kleinen Gruppe von ähnlichen Objekten des späten 18. Jahrhunderts, deren Porzellanfässchen in den Manufakturen von Niderviller in Lothringen und Fürstenberg an der Weser entstanden.

Luxusausführungen wie diese dienten eher dem eleganten Zeitvertreib als der alltäglichen landwirtschaftlichen Arbeit. Sie gehören in den Kontext einer lustvollen Beschäftigung mit der Milchwirtschaft, wie sie in der europäischen Aristokratie und Oberschicht unter dem Motto der «Rückkehr zur Natur» gepflegt wurde. Unter völliger Ausblendung der harten Lebens- und Arbeitsbedingungen der Landbevölkerung gefielen sich Angehörige der Oberschicht darin, die Lebensformen der einfachen Bauern nachzuahmen. Die deutlichste Ausprägung erfuhr diese Mode in dem kleinen Weiler «Le hameau de la Reine», den sich die französische Königin Marie-Antoinette in den 1780er-Jahren im Schlosspark von Versailles errichten liess. Das vergnügte königliche Treiben prägte den Ton weit über den französischen Hof hinaus. Mit eleganten Butterfässern dieser Art konnte sich die europäische Oberschicht in die vermeintlich idyllischen ländlichen Lebensformen hineinspielen.

Essig aus der eigenen Küche

Essigfass

Elsass, 19. Jahrhundert

In vielen Haushalten wurde bis in das 20. Jahrhundert hinein der Essig selbst hergestellt. Üblicherweise geschah das in einem kleinen Essigfass aus blau bemaltem und salz-glasiertem Steinzeug. Diese gesinterte Keramik wurde gerne für Vorratsgefässe aller Art benutzt, da sie sehr robust ist und ihre widerstandsfähige Oberfläche nicht von Säuren angegriffen wird.

In der Oberrheinregion und weiten Teilen der Deutschschweiz findet sich besonders häufig ein Typus von Essigfässern auf vier (später drei) Beinen, die dem rundlichen Gefäss einen festen Stand verleihen. Oben in der Mitte ist die Einfüllöffnung angebracht, an der geraden Vorderseite unten ein Loch für den Zapfhahn. Der Steckdeckel, der die obere Öffnung verschliesst, bewahrt den Inhalt vor Fruchtfliegen, lässt aber einen minimalen Luftaustausch zu. Im Laufe der Benutzung gingen dieser Deckel und der Zapfhahn meist verloren und wurden durch Zapfen aus Kork ersetzt.

Essig wurde zum Würzen von Speisen, zur Zubereitung von Essigfrüchten und als Desinfektionsmittel verwendet. Gewonnen wird er auf verschiedene Weisen, abhängig vom Ausgangsstoff. Am einfachsten ist die Herstellung mittels der sogenannten Essigmutter, einer weichen, geleeartigen Masse aus Essigsäurebakterien. Sie wandelt alkoholhaltige Flüssigkeiten in Essig um, was die Verwertung der Reste von Obstweinen, Wein und anderen Getränken mit geringem Alkoholgehalt möglich macht. Da der einige Wochen benötigende Vorgang Wärme erfordert, stellte man die Essigfässchen während des Sommers an das Fenster und im Winter auf den Kachelofen.

Produziert wurden diese Essigfässchen im Elsass, wohl in Betschdorf, nördlich von Strassburg gelegen, wo Töpfer aus dem Westerwald die Technik der Steinzeugherstellung eingeführt hatten. Eine eingeritzte Zahl oben auf dem Fässchen kennzeichnet die Grösse, stellt aber keine Literangabe dar. Das vermutlich in jedem Haushalt vorhandene Gefäss war in fünf verschiedenen Grössen erhältlich.







Hausarbeit war Schwerarbeit:
(links) Frau beim Wasserholen am
Rebhausbrunnen in Basel, um 1870
(rechts) Küche aus der Zeit um 1790 im
1936 abgerissenen Segerhof in Basel



Im Kampf gegen Nahrungsschädlinge

Mausefalle (Klotzfalle)

wohl Region Basel, 1747

Ob ein Gegenstand ausser Gebrauch ist, hängt sehr stark von den jeweiligen Lebensverhältnissen ab. So sind Mausefallen im heutigen städtischen Umfeld mit mehrstöckigen Wohnhäusern und dichter Katzenpopulation weitgehend überflüssig. Wer jedoch einen grossen Garten und ebenerdige Türen hat oder in einer ländlichen Umgebung lebt, wird auf Mausefallen nicht ganz verzichten können. Doch während heute Mausefallen im Haushalt eher eine Ausnahme darstellen, waren sie früher die Regel. Es war unerlässlich, das Haus und die Vorräte wirksam vor Nagetieren zu schützen; eine Mäuseplage konnte zu starken wirtschaftlichen Schäden führen und rasch die Ernährungslage einer Familie gefährden. Neben baulichen Massnahmen kam den Fallen eine grosse Bedeutung zu. Die Vielzahl der verschiedenen Methoden ist erstaunlich – beim Kampf um die Nahrungsmittel kannte der menschliche Erfindungsgeist kaum Grenzen.

Ein alter Typ waren Klotzfallen, bei denen ein schweres Holzstück auf das Tier herabfällt, wenn es auf dem Weg zum ausgelegten Köder den Fallmechanismus auslöst. Dieser Typus, hier mit einem datierten Exemplar von 1747 vertreten, kam häufig auch mit drei oder vier Klötzen vor, was das Ausmass der damaligen Mäuseplage anschaulich werden lässt. Die schweren Klötze erschlugen die Maus oder machten sie bewegungsunfähig. Später gab es weitere Modelle, mit denen die Tiere stranguliert, erschlagen oder ertränkt wurden.

Wenn heute im urbanen Raum überhaupt Mausefallen nötig sind, so werden oft die leicht erhältlichen Schlagfallen verwendet. Da sie aber einen schnellen und schmerzlosen Tod nicht garantieren, sollte man gemäss den Empfehlungen von Tierschutzorganisationen davon Abstand nehmen, mehr noch von schwer kontrollierbaren Giftködern. Man sieht heute in Nagetieren nicht mehr nur ausschliesslich den Schädling, sondern auch das hochentwickelte Wirbeltier. Für dieses gilt, dass es verboten ist, «ungerechtfertigt einem Tier Schmerzen, Leiden oder Schäden» zuzufügen. Daher sind käfigartige Lebendfallen, in denen dem angelockten Nagetier der Rückweg aus der Falle verwehrt wird, bei regelmässiger Kontrolle eine tierfreundliche Form der Mäusebekämpfung, die es erlaubt, das gefangene Tier wieder in der Natur auszusetzen.